

Wolfgang Müller-Funk

6. Februar 2018

Der Wille zum Sixpack.

Meine ersten Erfahrungen als Universitätsprofessor beginnen mit dem Jahr 1999 an der Universität von Birmingham. Dort habe ich jene Formen von intentionaler und ‚ökonomischer‘ Bürokratisierung, ersten Mal erlebt, die heute zum guten akademischen Ton gehören. Die Lehrenden wurden per Email mit Einladungen zu Sitzungen, Fortbildungsmaßnahmen und Rückmeldeprozeduren ebenso zugedeckt wie mit Evaluierungen und Formularen jedweder Art. Dass jeder der allwöchentlichen Gespräche mit einem Doktoranden protokolliert und schubladisiert wurden, sei nur am Rande vermerkt. Ein ganzes Jahr lang musste das dortige Institut für Germanistik seine ganzen Kapazitäten und Energien für eine komplexe externe pädagogische Evaluierung verpulvern, die ein deutscher Kollege respektlos mit dem Attribut von Stasi-Kontrollen verglich. Kaum war diese Evaluierung vorbei, stand die nächste an, die abermals im Namen von Objektivität und Professionalisierung durchgeführt wurde und in der nun die wissenschaftliche Kompetenz der Institutsmitglieder eruiert wurde. Durch dieses Verfahren, dessen Kriterien bei näherer Betrachtung den Objektivitätsanspruch, den sie für sich reklamieren natürlich nicht standhielten, wurde beinahe die gesamte wissenschaftliche Arbeit neutralisiert.

Was mir damals als eine britische Besonderheit erschien, das hat inzwischen auf viele andere Länder übergegriffen. Damals, zwischen 1999 und 2002 habe ich die Zukunft der Universität in einer pointierten Form erlebt. Früher als viele meiner österreichischen Kollegenschaft habe bin ich Zeuge einer radikalen Transformation des akademischen Betriebs worden, einer Umwandlung, die noch längst nicht abgeschlossen und deren Ende nicht abzusehen ist. Was Pierre Bourdieu im „Homo Academicus“ noch kritisch als eine gesellschaftsabgewandte und selbstverliebte Gelehrsamkeit von säkularen Klerikern beschrieben hat, das wird nun durch ganze neue Selbstbilder ersetzt, in der sich Herr und Frau Professor in Bildungs- und Forschungsmanagern verwandeln. Ich träume der alten hierarchischen Welt der akademischen Mandarine wie der geschlossenen Welt der Akademia nicht nach. Die gegenwärtige, in der die Mandarine in der Maske von Managern auftreten, unterminiert indes alle Versuche, die Universität zu einer offenen demokratischen Institution zu machen, in dem es einen freien Spielraum für eigenes kritisches Denken, für Experimente und Ent-Disziplinierung gibt.

Diese Transformation speist sich aus drei üppig sprudelnden Quellen, die auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen am Werk sind und die eine kongeniale und zugleich unheilvolle Verbindung eingegangen sind: Bürokratisierung, Ökonomisierung und Digitalisierung. Alle drei Prozesse bedingen einander: Die Digitalisierung ermöglicht die Produktion von Datenbergen in ungeahnter Höhe und erleichtert die zahlenmäßige Erfassung, die die Grundlage aller ökonomischer Berechenbarkeit darstellt.

Erstaunlich ist, wie Ökonomisierung und Bürokratisierung einander bedingen. In jedem Fall hat die Bürokratie zwei Funktionen in der Transformation der akademischen Produktion von Wissen. Sie generiert jene Daten, die für die Berechnung von Effizienz unabdingbar erscheinen und sie erzeugt eine Form von Kontrolle, wie es sie im universitären Bereich nie zuvor gegeben hat. Entgegen aller ideologischen Versicherungen führt die neue Ökonomie keineswegs zur Deregulierung, sondern fördert die Regulierung. Auf höchst unfreiwillige Weise formuliert sie einen kategorischen Imperativ, der Lenins Postulat nahe kommt: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Das dahinterstehende

Menschenbild ist simpel: ohne bürokratische Peitsche erbringen die Lehrenden keine Leistungen. Ein ökonomisches Spiel wird etabliert, das einen Gewinner kennt, die manageriale Bürokratie, die nun das Tun und Treiben des wissenschaftlichen Personals lenkt und bestimmt. An die Stelle der traditionellen Gelehrtenwelt des homo academicus tritt ein Diskursregime, wie es Michel Foucault in seiner berühmten Antrittsvorlesung „Die Ordnung des Diskurses“ beschrieben hat. Es legt fest, was gesagt werden darf und was nicht.

Hinter dieser Entwicklung steht ein mächtiger – phantasmatischer – Impuls. Ich möchte ihn als einen *Machbarkeitswahn* beschreiben, der von den klassischen Feldern der Technologie auf jenes des Wissens – und hier meine ich vor allem die Human-, Kultur- und Sozialwissenschaften – übertragen wird. Der Systemtheorie folgend nenne ich ein System dann wahnhaft, wenn es keinen externen Beobachter gibt und wenn es seine Spielregeln für natürlich und selbstverständlich hält.

Dass die oben genannten Wissenschaftsgebiete besonders stark von dem Systemwechsel betroffen sind, hängt ganz offenkundig mit deren geringer gesetzesmäßiger Objektivität und Regelmäßigkeit oder, anders ausgedrückt, mit ihrer Subjektivität und Kontextualität zusammen. Seit langem ist die Universität realiter eine Institution, die heterogen und divers (nicht ‚univers‘) ist. Zwischen einem Autor und einem Literaturwissenschaftler bestehen zum Beispiel wesentlich mehr Gemeinsamkeiten als zwischen diesem und einem Chemiker. Der *Homogenitätswahn* beeinträchtigt all jene Wissenschaften, die sich mit dem Menschen, seiner Kunst, Kultur und Gesellschaft befassen. Dass die Evaluierung maßgeblich von naturwissenschaftlich-technischen Normen geprägt ist, lässt sich an zwei hübschen Beispielen ablesen, so wenn in einem kulturwissenschaftlich orientierten Wissenschaftsantrag bei der EU die Frage zu beantworten war, ob das Antrag stellende Team die Durchführung von Tierversuchen beabsichtigt. Oder wenn Studierende bei der Evaluierung eines Benjamin-Seminars die Frage zu beantworten hatten, ob diese Lehrveranstaltung einen wichtigen Beitrag zu ihrer beruflichen Karriere geleistet habe. Die Punktebewertung der Lehrveranstaltungen (ECTS) tut ein Übriges, Lehrveranstaltungen, sofern sie nicht obligatorisch sind, nach rein ökonomischen Gesichtspunkten auszuwählen.

Der *Perfektions- und Machbarkeitswahn* hat verschiedene Gesichter, die Idee der numerischen Bewertung ist dabei entscheidend. Bekanntlich schwankt das, was wir höchst zweideutig als „Wert“ bezeichnen, zwischen den Polen des Subjektiven und des Objektiven. Wenn ich eine Person oder ein Werk besonders hoch schätze, ist das zunächst einmal eine subjektive Setzung, die jemand anderer nicht zu teilen braucht. Gleichzeitig ist der Wert ein Eckstein jedweden ökonomisch-mathematischen Denkens. Der Evaluierungswahn besteht darin, den subjektiven Aspekt des Wertens in eine objektive messbare Größe aufzulösen. Das gilt für die Bewertung von wissenschaftlichen Projekten ebenso wie für jene Formulare, die darüber entscheiden, ob hochbegabte Studierende nun ein Stipendium erhalten oder nicht. Die Generierung von scheinbar objektiven Daten verschlingt Energie und schafft Jobs nicht im Bereich von Wissenschaft und Forschung, sondern in dem ihrer Bewertung.

Zu der neuen wahnhaften, digital gestützten Ökonomie gehört ein *Formalisierungswahn* von bislang ungeahntem Ausmaß. Schon längst genügt es nicht mehr, ein Gutachten in einem informellen Brief zu versenden, nein alles muss in ein digital hochzuladendes Prokrustesbett gepresst werden, das Ungleiches gleich macht und eine schöne neue Welt der Einheitlichkeit suggeriert. Demgegenüber war die verwaltete Welt, die Adorno seinerzeit gegeißelte, ein Himmelreich von Spielräumen.

Der Machbarkeitswahn zielt im Hinblick auf das Wissen systemlogisch darauf ab, alle Spielräume möglich eng zu machen, nichts dem Zufall zu überlassen, alles – vom Seminarablauf über das Doktoratsstudium bis zum Forschungsprojekt – akribisch zu planen. Der Gedanke, dass theoretisch

Neues stets Freiräume und Nischen sowie informeller Prozesse bedarf, hat in einem Denken das entgegen aller historischer Befunde von der Idee besessen ist, dass wissenschaftliche Innovation produzierbar ist wie die Artefakte unserer technischen Welt, keinen Platz. Der gesamte geistige Fundus unserer Kultur, von den Vorsokratikern bis zu Freud, Einstein und Darwin, ist nicht durch rigorose Planung und mit Hilfe einer bürokratischen Kontrollinstanz entstanden, sondern wenn es sie gab, viel eher im Widerspruch zu ihnen.

Kontrolle und Evaluierung ergänzen sich auf perfekte Weise. Das seit Jahren im Vormarsch befindliche Peer Review-Verfahren ist ein so eingängiges wie abschreckendes Beispiel. Es argumentiert damit, dass die Qualitätskontrolle der akademischen Produkte notwendig für wissenschaftlichen ‚Fortschritt‘ seien. Es suggeriert, dass es ohne diese zeit- und energieraubenden Prozeduren – manche Verfahren verschlingen mehr als ein Jahr – keine Mechanismen gibt, die die theoretische Gewichtigkeit von Büchern erweisen. Dass manche Bücher bleibende Einsichten enthalten und andere schnell vergessen sind, kann übrigens kein Peer Review-Verfahren festlegen.

Der *Perfektionswahn* kennt praktisch keine Grenzen. Schon seit Jahren werden in der internationalen Wissenschaftslandschaft nicht mehr nur Bücher oder Zeitschriftenaufsätze begutachtet, sondern es wird auch gewertet, wie oft wissenschaftliche Publikationen in anderen wissenschaftlichen Texten zitiert werden. Was in dieser Realsatire nicht zuletzt dazu führt, dass Netzwerke entstehen, die sich wechselseitig zitieren, um einen entsprechenden akademischen Rang zu erlangen. Wir sind dabei beim „survival of the fittest“.

Derlei Operationen haben freilich noch eine andere problematische Seite. Selbstverständlich werden die fraglichen Bewertungen von jenen Wissenschaftlern wahrgenommen, die mit ihren einschlägigen Fachzeitschriften die Macht des gegenwärtig Gültigen, den *main stream*, repräsentieren. Mit Hilfe eben dieser klammheimlichen Zensur lässt sich der Status quo zielsicher aufrecht erhalten. In der schönen neuen Diskursregime wissenschaftlicher Machbarkeit ist eigentlich kein Platz für Außenseiter, Häretiker, ‚Spinner‘ oder Kritiker des Bestehenden oder auch- was im Bereich der Human- oder Kulturwissenschaften von Belang ist – für Menschen, die andere Schreibweisen erproben. Kontrolle stärkt also die konservative Schattenseite alles Akademischen, das –entgegen eines weit verbreiteten Selbstbildes – Innovation im institutionellen Machtinteresse zu unterbinden trachtet, das gilt für die Evolutionstheorie im 19. Jahrhundert, für die Etablierung von Psychoanalyse, Soziologie und der Kulturwissenschaften unserer Tage.

Die neue Ökonomie in den Wissenschaften impliziert einen Willen zur Macht, der sich in Übereifer von *Regulierung und Kanalisierung* manifestiert. „Forschungsschwerpunkte“ in nationalen wie auch in europäischen Einrichtungen sind dabei ein probates Mittel. Was nicht in den vorgegebenen Rahmen passt, wird gnadenlos aussortiert. In einer Zeit, in der der oder die Gelehrte längst zu einer Figur des Wissensmanagement geworden ist, generiert das einen Druck, der im System der neuen Ökonomie über das Geld verläuft. Wer kein Geld einspielt, der darf nicht auf Reputation und Aufstieg zu hoffen. Statt der eigenen Intentionen steht die elegante Anpassung an die Gegebenheiten im Vordergrund. Vielleicht wollten er oder sie kein Forschungsprojekt über Themen wie Memoria, Raum oder Translation einreichen, die schon von einer Heerschar anderer Forschender beackert werden. Sie tun es am Ende doch, weil sie nicht wollen können, dass das Institut bei der entsprechenden Evaluierung ins Hintertreffen geraten.

Es gibt noch weitere Wahn-Phänomene etwa im Bereich der Wissensvermittlung oder auch der Personalpolitik. Die von einer ökonomisierten Pädagogie vorangetriebene *Verschulung*, die Theorie in quantifizierbaren Häppchen in einem genau fixierten Zeitrahmen verabreicht, gehört ebenso in diesen

Zusammenhang wie die nun völlig absurde Personalpolitik, die es mit sich bringt, dass in vielen Ländern der eigene Nachwuchs, der unter erheblichem finanziellen und persönlichen Aufwand ausgebildet wurde, auf die Straße gesetzt wird, um sich andernorts zu ‚bewähren‘. Solcher *TalmiÖkonomie* würde kein kapitalistisches Unternehmen folgen. Fortwährend werden Mobilität und Flexibilität beschworen, die Lebensplanung und ökonomische Sicherheit einer ganzen Generation von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nachhaltig erschweren. Die unsichere und schlecht bezahlte Arbeit an der Wissenschaftsinstitution Universität hat erheblich an Anziehungskraft eingebüßt. Die neue Ökonomie begünstigt Menschen, die sich anpassen und strebsam den Planungszielen der Neuen Ökonomie an den Universitäten fügen.

In der schönen neuen Welt von Wissenschaft und Forschung hätten jene Riesen, auf deren Schultern wir stehen, keinen Platz. Kants Antrag, eine Kritik der reinen Vernunft schreiben zu wollen, würde vermutlich schon im formalen Verfahren aussortiert, Sigmund Freud wäre ebenso aus dem gängigen Diskurs ausgeschlossen; und auch ein Gregor Mendel wäre wohl chancenlos. Lange vor Michel Foucault und Thomas S. Kuhn hat der polnische Mikrobiologie und Wissenschaftstheoretiker Ludwig Fleck all jene von der Wissenschaft selbst generierten restriktiven Mechanismen beschrieben, die neuen theoretisch-wissenschaftlichen Einsichten und Erkenntnissen im Wege stehen. Die bürokratische Kontrolluniversität unserer Tage hat es fertig gebracht, diese strukturellen Zwänge auf die Spitze zu treiben. Jenen altmodisch anmutenden, aber heute sympathischen Satz, wonach der Geist weht, wo er will, wischen die Wissensmanager unserer Tage mit leichter Geste beiseite.

Zum heutigen Wahn gehört auch, dass er sich als alternativlos geriert. Ich kenne kaum einen Kollegen oder eine Kollegin, die nicht innerlich über das Ausmaß dieses Wahnsinns den Kopf schüttelten. Aber Widerstand und Subversion dagegen gibt es kaum, auch wenn es zu bewundern bleibt, wie viele akademische Menschen nach wie vor gescheite Bücher mit neuen Gedanken publizieren, weniger wegen der allgegenwärtigen Kontrolle, sondern weil sich das Prinzip Neugier, auf dem Wissenschaft beruht, nicht unterkriegen lässt. Trotzdem würde es sich lohnen, die Richtung, die die Universitäten fast überall eingeschlagen haben, zu korrigieren. Alle Versuche zwischen den 1960er und 1990er Jahren in diesen Bereichen haben darauf abgezielt, die alte elitäre Universität aufzubrechen und offene Räume für Forschung und Lehre zu schaffen, in denen ein freies Spiel der Gedankenkräfte möglich ist, in der fröhliche Wissenschaft, Außenseiter, Experimente und ein hohes Maß an Autonomie möglich sind. Wer Philipp Felschs Studie „Der lange Sommer der Theorie“ liest, in der der Autor drei Jahrzehnte deutscher human- und kulturwissenschaftlicher Diskurse Revue passieren lässt, dem wird, auch wenn er nicht nostalgisch ist, bewusst, wie viel die wissenschaftlichen Debatten unserer Tage an produktivem Leicht- und Eigensinn eingebüßt haben. Überlebenschancen haben sie vornehmlich an den ‚randständigen‘ Kunstuniversitäten mitsamt ihrem unkalkulierbaren Personal und ihren gewiss modeanfälligen Themen. Lehrende und Studierende wären gut beraten, ein Projekt der Selbstermächtigung in Gang zu setzen, dass den ganzen Kontroll- und Bürokratiewahn in die Schranken weist.

(erstmals publiziert in: Die Presse/Spectrum vom 3.2. 2018)

https://diepresse.com/home/spectrum/zeichenderzeit/5365333/Universitaeten-und-Regulierungswahn_Der-Wille-zum-Sixpack

Wolfgang Müller-Funk war Professor für Kulturwissenschaften and Forschungskoordinator an den Univ. Birmingham und Wien. (Inter-)nationale Lehr- und Forschungstätigkeit. Leitung von und Mitwirkung an nationalen und internationalen Forschungsprojekten und Doktoratskollegs. Verfasser von

kulturwissenschaftlichen Auftragsstudien für das BMWF. Zuletzt erschienen: Theorien des Fremden (2016) sowie ein Kommentarband zu Sigmund Freud „Das Unbehagen in der Kultur“.